

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 145

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



KULTUR: 90 TREFFER

Anfang März war in der Alten Kaserne in Winterthur die Vernissage von Manuel Stahlbergers Herr-Mäder-Originalzeichnungen. Der Winterthurer Grafiker, Zeichner und Satiriker Ruedi Widmer verglich in der Festrede seine Heimatstadt mit St.Gallen.

26

Winterthur und St.Gallen sind ähnliche Städte, Städte, wie es sie auf der ganzen Welt gibt. In der Mitte ein Bahnhof, drumherum Häuser, wieder drumherum Autobahnumfahrungen und ausserhalb von diesen sich aufgesetzt ländlich gebärdende Vororte mit Jass- und Turnvereinen und Einstellplätzen für Mörderautos der Typen Porsche Cayenne und Jeep Cherokee.

Und doch haben sich im Verlauf der Jahrhunderte Eigenheiten herausgebildet, die diese Städte unterscheidbar machen. St.Gallen ist Kantonshauptstadt, dafür hat Winterthur mehr Einwohner. Östlich von Winterthur liegt St.Gallen, östlich von St.Gallen aber nicht Winterthur. In beiden Städten gibt es eine Bushaltestelle «Kantonsspital», die wiederum aufzeigt, dass der Lebensstandart auf dem gleichen Niveau liegt. Beide Städte haben grüne Hügel erworben, in der Zeit, als man sowas noch kaufen konnte. St.Gallen hat diese länglich aufgebaut, Winterthur warf sie ungeordnet aufs Feld, so dass der Brühlberg mitten in der Stadt liegen blieb. Um weitere Unterscheidungsmerkmale oder Gemeinsamkeiten aufzuzeigen, habe ich auf dem Bildschirm eine Versuchsanordnung aufgestellt: Zwei Webbrowserfenster, im einen www.stadt.sg.ch, im anderen www.stadt-winterthur.ch. Daneben ein Fenster mit tel.search.ch. Mit der Suchfunktion habe ich folgende Ergebnisse ermittelt.

Suche Stichwort: Zürcherstrasse

St.Gallen meldet: Die Vorlage zur Neugestaltung und Instandstellung der Zürcher Strasse kommt am 21. Mai vors Volk. Dies hat der Stadtrat beschlossen.

Winterthur: Die Zürcherstrasse in Winterthur ist und bleibt Scheisse. Das steht zwar so nicht da, ist doch aber wahr.

Suche Stichwort: Strassenlärmkataster

Winterthur: Gemäss Lärmschutzverordnung des Bundes führt die Stadt Winterthur einen Strassenlärmkataster.

St.Gallen: Gemäss Art. 37 LSV hält die Behörde die Immissionen von lärmrelevanten Anlagen in einem Kataster fest.

Man sieht hier gut, wenn der Bund etwas durchsetzt, dann ist fertig mit Eigenbrötlerie. Die lange ersehnten Kataster sind also in beiden Städten aufgestellt worden. Kataster ist ein beängstigendes Wort und lässt einen an ein verendetes Tier denken, in dem Vögel herumzupfen und die Grippe verstreuhen.

Suche Stichwort: Impfen

Der Schulärztliche Dienst der Stadt St.Gallen hat ein Impfargument, das man als pdf herunterladen kann. St.Gallen hat also ein Impfargument. Die haben sogar Dinge, von denen man noch nie was gehört hat. Das ist beruhigend in Zeiten, wo Krankheiten herumschwirren, die man noch nie gehabt hat.

Das liebe Winterthur zuckt mit den Schultern bei der Eingabe des Wortes Impfargument.

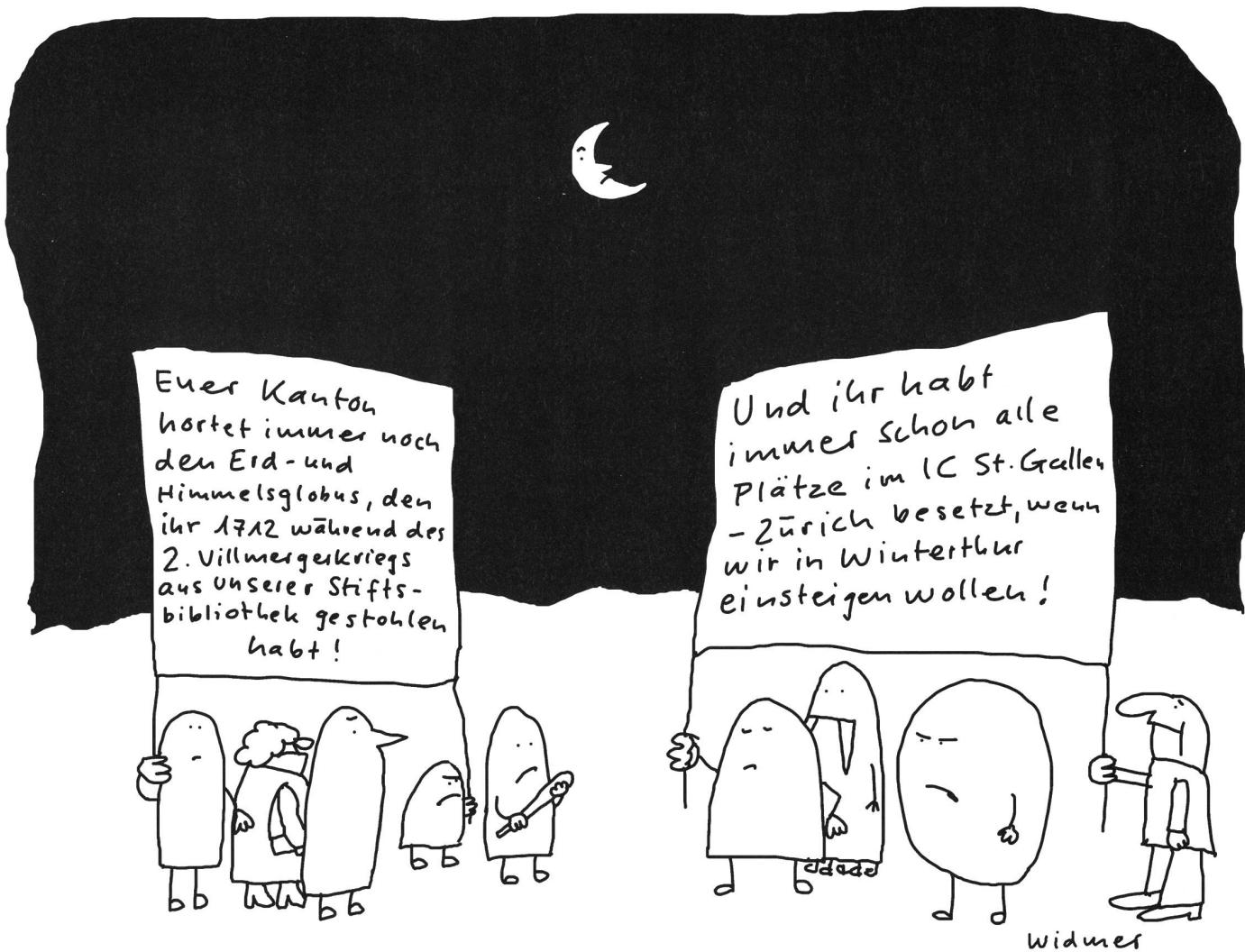
Suche Stichwort: Fasnacht

Winterthur: Fasnachtsplakette 06 gilt als Fahrtausweis. Wie in den vergangenen Jahren gilt auch dieses Jahr die Fasnachtsplakette während der Winterthurer Fasnacht als Fahrausweis zur freien Benützung von Bus, Bahn und Postauto auf dem gesamten Stadtgebiet.

St.Gallen: 0 Treffer. Oha. Die St.Galler haben keine Fasnacht. Was machen denn die Jugendlichen von St.Gallen, wenn alle anderen Fasnacht haben? Sich zwischen Freudenberg und Hätterenwald herumlangweilen? Eine Idee für die Jugend von St.Gallen: kommt nächstes Jahr nach Winterthur und kauft eine Fasnachtsplakette. Die gilt ja als Fahrausweis. Geht dann nach St.Gallen zurück und braust mit geklauten Autos durch die Stadt. Wenn die Polizei kommt und sagt, die Winterthurer Fasnachtsplakette gälte nur für Bahn und Bus, nicht für Autos, sagt einfach, der Ruedi Widmer von Winterthur habe an der Vernissage von Manuel Stahlberger, wo ja die ganze St.Galler Jugend anwesend war, gesagt, sie dürfe das.

Suchen wir doch einmal nach Worten der modernen Marketingsprache. Suche Stichwort: Think Tank

Winterthur: Es wurden keine mit der Abfrage übereinstimmende Dokumente gefunden.



Informationen zur Erweiterung der Abfrage finden Sie in den Suchtipps.

St.Gallen: 0 Treffer.

Diese Übereinstimmung ist erfreulich und zeigt auf, dass die öffentlichen Verwaltungen, auch wenn sie wie die Privatwirtschaft gigabyteweise PowerPoint-Präsentationen mit sinnlosen Schwurbelgrafiken anfertigen, doch noch selber denken und lieber in Alternativennergien wie Holzschnitzelheizungen als in denkende Tänke investieren. Denkende Tänke wären nämlich sehr unangenehm und würden immer aus dem Keller rufen: «Übermorgen geht das Erdöl aus, übermorgen geht das Erdöl aus.» Das würde ja selbst diejenigen nerven, die grundsätzlich mit den Tänken einer Meinung wären.

Suche Stichwort: zielorientiert

Winterthur: nur 3 Erwähnungen.

St.Gallen: 1 Treffer.

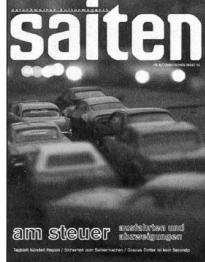
Man hat das Gefühl, Stadtpolitiker sprächen die ganze Zeit von zielorientiertem Handeln, die statistische Suche sagt aber etwas ganz anderes: Statt im Zielraum herumzuhocken, arbeiten die Verwaltungen offenbar bereits am Start mit Problemen. So wie wir alle.

Suche Stichwort: Konzept

St.Gallen springt einem geradezu an mit der Aufforderung zu einem Kurs für Führungskräfte und qualifizierte Sachbearbeitende, mit dem Titel «Machen Sie doch mal ein Konzept!». Und weiter heisst es: Was ist ein Konzept und wie werden Konzepte entwickelt? Diese Frage gewinnt an Bedeutung, wird bei kleineren und grösseren Arbeitsaufträgen doch immer häufiger ein Konzept verlangt. Die Themen sind vielfältig: Bildungskonzepte, Informationskonzepte, Betreuungskonzepte, Controllingkonzepte, fachtechnische Konzepte, Marketingkonzepte, usw. Das ist ja überbor-

dend konzeptorientiert, dieses St.Gallen. Machen Sie doch mal ein Konzept. Oder habe ich den Satz falsch betont, heisst es vielleicht eher «Machen SIE mal ein Konzept, uns scheiss es an, wir machen nichts mehr, schon gar nicht das tausendste Konzept, dass dann wieder nichts nützt, wir sitzen nur noch herum, haben Bier in der Küche und spasssen.» Also gehen wir bei **Winterthur** gleich voll rein und geben ein: Suche Stichwort: Machen Sie doch mal ein Konzept. Die Suchmaschine sagt: «Die Abfrage enthielt nur ignorierte Wörter. Informationen zur Abfragesyntax finden Sie in den Suchtipps.» Uuui, das sind denn noble Computer bei der Stadt Winterthur, die lassen sich in diesem saloppen Tonfall nicht mal befragen. Nur gepflegte Syntax bitte.

Fahren wir wahllos weiter und schauen uns die Schneeräumungsqualität an: Suche Stichwort: Schneeräumung



FORTSETZUNG GARANTIERT.

Und mit einem Abo pünktlich in Ihrem Briefkasten.

- Ich will Saiten für das Jahr 2006 zum Preis von Fr. 60.– abonnieren.
- Ich will Saiten für das Jahr 2006 zum Unterstützungspreis von Fr. 90.– abonnieren.
- Ich will Saiten 2006 als Gönnerln mit einem Betrag von Fr. 250.– unterstützen.
Und erhalte eine Einladung für ein exklusives GönnerInnen-Essen.

Abonentenadresse

Name _____ Vorname _____

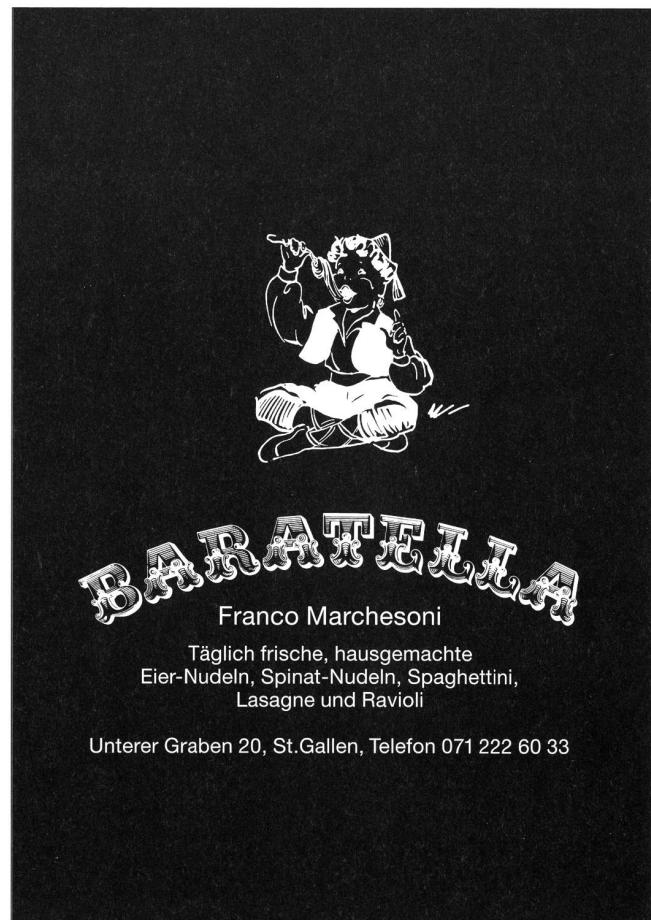
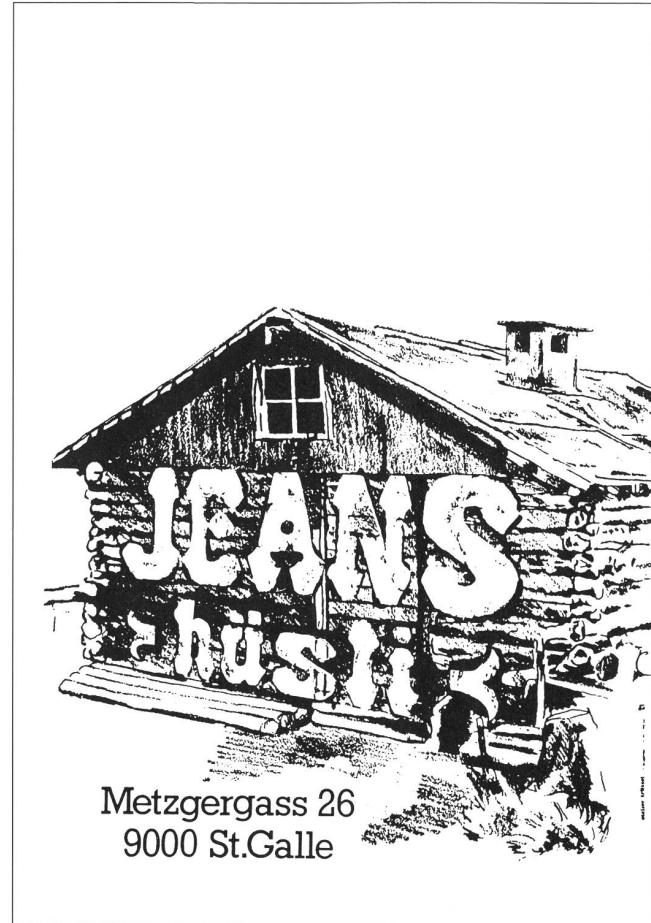
Strasse _____ PLZ _____ Ort _____

Beruf _____ Alter _____

Rechnungsadresse (wenn nicht wie oben)

Datum _____ Unterschrift _____

Einsenden an: Verlag Saiten, Oberer Graben 38, Postfach 556, 9000 St. Gallen
Oder direkt bestellen: www.saiten.ch; 071 222 30 66



St.Gallen bietet eine ganze Unterabteilung «Räumungsprioritäten» an, worin jede Strasse von A bis Z verzeichnet ist. Klicken wir auf K: Im Falle des Knottergässleins, Teilstück Rosenbergstrasse bis Tigerbergstrasse, erfährt man, dass es nur zweite Dringlichkeit hat und mit Auftaumittel behandelt wird.

Winterthur zieht auch hier den kürzeren, wenn es nur eine schäbige Mitteilung bereitstellt, im Fall von starkem Schneefall stünden alle 170 Mitarbeitenden des Strasseninspektorats zu einem Einsatz bereit. Die Überschrift auf der Winterthurer Website müssen wir uns merken: Winter im Flachland bedeutet: trotzdem bereit sein!

In den beiden Städten gibt es natürlich auch Einwohnerinnen und Einwohner, nicht nur Stadtverwaltungen. Jetzt wird tel.search.ch befragt. Einwohner/Telefonanschlüsse Winterthur: Müller: 740, Meier: 567, Goebbels: 0. **St.Gallen:** Müller: 555, Meier: 254, Goebbels: 2. Wir sehen, dass diese Zahlen ungefähr dem normalen Verhältnis zur Gesamteinwohnerzahl entsprechen würden, wäre nicht der eine Goebbels von Winterthur nach St.Gallen gezogen.



Suche Stichwort: Anwohner

Während in **St.Gallen** bei der Sanierung der Straubenzellstrasse zwischen Rittmeyerstrasse bis Stationsstrasse die Zufahrt nur für die Anwohner erlaubt ist, wehren sich die Anwohner in **Winterthur** gegen die Deponie Riet und geben dieser den Übernamen «Stinkberg». Die überall verstreute Gruppe der Anwohner pickt sich überall die Rosinen raus, hat einen frechen Latz und bekommt erst noch von den Behörden das Recht, da durchzufahren, wo der normale Bürger nicht darf. Anwohner gibt es sowohl in St.Gallen wie in Winterthur. Dieses Gesindel steckt überall unter der gleichen Decke.

Suche Stichwort: Flurpolizei

Winterthur hat eine. **St.Gallen** hat keine. Ist es denn in St.Gallen so sauber, dass es keine Flurpolizei braucht? Folgende Meldung setzt die-

ser Idylle ein jähes Ende: Sammelstelle Rorschacher Strasse 109. Der Textilsammelbehälter wurde entfernt. In diesen Textilsammelbehälter wurden dauernd Speisereste, Katzenstreu und andere Abfälle illegal entsorgt. Deshalb hat die Satex AG entschieden, den Sammelbehälter zu entfernen. Die Entsorgung von Alttextilien ist an dieser Sammelstelle leider nicht mehr möglich. Der einzige Eintrag von Winterthur zum Stichwort «Sammelbehälter»: Als Sammelbehälter am besten einen Korb oder Stoffsack benutzen, keine Plastiktasche! Nur bekannte Pilze sammeln. Stiel nie abschneiden, sonst gehen wichtige Erkennungsmerkmale verloren. Ha, dass ich nicht lache! Wer hat nun ein Problem mit Abfall? Wo sollte eine Flurpolizei mit Blaulicht herumsausen? In St.Gallen! Die Winterthurer Flurpolizei könnte ja den St. Gallern vermietet werden, um Katzenstreu aus den Textilien herauszuklauben. Zu früh gefreut. Man muss nur nach «Sammelstelle» suchen, und schon meldet Winterthur folgende Bestimmungen: Abfall bitte sauber trennen, denn Flaschen- und Lebensmittel-Glas, Metalle, Aluminium, kleine Batterien und Öle sind wiederverwertbar und können ohne Abfallmarke an den Separatsammelstellen deponiert werden. Ich nehme alles zurück. Auch in Winterthur gibt es offenbar unreine Leute, die Zeugs ins falsche Loch werfen, sonst gäbe es diesen Eintrag nicht. Aber es ist doch weniger eklig, eine braune Glasflasche ins Loch «Glas grün» zu werfen, als Speisereste ins Loch «Textilien», wie die Grüsel in St.Gallen.

Suche Stichwort: Kultur

Winterthur: Mehr als 200 Einträge.

St.Gallen: 90 Treffer.

Wie befürchtet stimmen hier die Vorurteile. Die Kulturleichenstadt St.Gallen (zumindest sagen so die St.Galler, die ich kenne, selber) hat keinen Stich gegen die Kulturstadt Winterthur, deren über 200 Treffer aber wiederum nichts sind, wenn man auf der Seite des eher SVP-lastigen Grossdorffes Bülach unter «Suchergebnisse: Kultur» liest: «117 Dokumente gefunden.» Anzufügen ist natürlich, dass die Bülacher Suchmaschine auch in einem Satz, in dem es hiesse «der Gemeinderat findet Kultur unnötig und die Kulturschaffenden störende Elemente. Kultur ist auch viel zu teuer und es wird zuviel Geschmier und Geschrei als Kultur verkauft» viermal das Wort «Kultur» registrieren und es den 113 anderen Kulturfunden wertfrei anschliessen würde.

Wer sich in beiden Städten zum Beispiel für antike Kultur interessiert, zum Beispiel für Ägypten, erfährt auf der Seite der Stadt Win-

terthur nur, dass am 13.04.2006, 20:00 im Stadthaussaal im Stadthaus Winterthur «Thamos, König in Ägypten» von Wolfgang Amadeus Mozart gespielt wird, was noch ein bisschen näher beim Thema ist, als das Angebot von den St. Gallern, wo es heisst: Die Cheerleader des FC St.Gallen trainieren sehr hart, um bei den Heimspielen des Super-League-Teams einen tollen Auftritt zu zeigen. Wenn du auch Lust hast auf einige Trainings, dann komm und versuch dich bei Tanzschritten und einfachen Pyramiden und Figuren.

Zu den Stadt-Logos.

Auch dort trumpft **Winterthur** auf, denn es hat zwischen den schrägen Balken noch zwei Tiere drin, die zu zeichnen viel komplizierter war, als die neun Striche bei den **St.Gallern**. Weshalb wohl neun? Wegen den neun Stadtbezirken? Hat St.Gallen neun Stadtbezirke? Nein, nur drei, nämlich West, Ost und Centrum, mit «C». Die Stadt wurde durch den irischen Mönch Gallus im 7. Jahrhundert und nicht im 9. Jahrhundert gegründet, also auch das kein Hinweis. St.Gallen ist auch nicht die Stadt der neun Treppen, sondern jene der 1000 Treppen. Lassen wir das. Vielleicht hat das gar keine Bedeutung. Vielleicht fand man in St.Gallen 9 Striche einfach schön.

Stadt Winterthur



Stadt St.Gallen



Suchen wir nun mal nach dem Namen Manuel Stahlberger.

Winterthur findet für Manuel Stahlberger 2 Einträge, zufälligerweise, und das passt ja vorzüglich, betreffen diese beiden Einträge ausgegerechnet den heutigen Abend hier in der Alten Kaserne.

Was meint **St.Gallen**? 0 Treffer. Die St.Gallen-Seite findet keinen einzigen Eintrag. Es war ja oft so in der Geschichte, dass die Künstler zuerst auswandern mussten, um respektiert zu werden. Winterthur nimmt Manuel Stahlberger mit seinem herrlichen Herr Mäder und der Bärsau also herzlich auf. Ein Impfargument für St.Gallen: Wenn Sie ihren Bewohnern so viel Herr Mädercomics wie möglich unter die Haut spritzen, dann wird Manuel Stahlberger auch in der St.Galler Website erscheinen, und zwar im Kapitel «Sucht». Die Ausstellung ist hiermit eröffnet.

Die Vernissage fand am 7. März im Bistro der Alten Kaserne in Winterthur statt. Die Orginalzeichnungen sind dort noch bis zum 7. April ausgestellt.



Alles inklusive:
Günstiger reisen
und die Kreditkarte
gratis dazu.

Alles ganz einfach. Alles mit einem Konto.

Mit UBS Campus, dem neuen kostenlosen Angebot für Studierende, profitieren Sie von umfassenden Bankdienstleistungen. Vom Privat- und Sparkonto über E-Banking, den Gratisbezug bei allen Banco-
maten der Schweiz bis hin zur Kreditkarte zum Nulltarif. Dazu gibts exklusiven Zugang zu Downloads im iTunes Music Store Switzerland sowie die Gratis-Mitgliedschaft bei Euro26 für vergünstig-
tes Reisen. Und vieles mehr für ein erfolgreiches Studium.

Einfach Konto eröffnen und mehrfach profitieren:
www.ubs.com/young



UND AM ENDE ALLE IM CHOR

**Von detailgenauen Eintrittspreisen zu hochfliegenden Navigationsplänen:
Im März haben Stadt und Kanton St.Gallen etwas Licht in den Nebel ihrer
Kulturpolitik gebracht. Die Wahrheit liegt bestenfalls dazwischen.**

Kein Amuse-Bouche im Kulturpalast

Wieder mal im Palace: Die Kasse – natürlich – unbesetzt, der grosse Saal ungeheizt, die Leinwand des Illusionstheaters Kino verschwunden. Von Brüni mitgezügelt? Der Blick hinter die Kulissen fällt auf unverputzte Betonwände. Erst auf dem Foto im Tagblatt wirkt es wie das coole Bühnenbild einer Theaterproduktion. An einem aufklappbaren Festtisch sitzen Stadtpräsident, Bauchefin, Kulturbefragte und drei Vertreter des Vereins Palace. Die Präsentation der zweijährigen Konzeptarbeiten für den Kulturpalast beginnt.

Und für einmal hätte man es sich gewünscht, einer dieser eventseligen PR-Schwurbler, die überall noch eine Erlebnis-Palme aufstellen wollen, die ohne PowerPoint-Präsentation die Toilette nicht finden, wäre bei der Vorbereitungssitzung dabei gewesen. Der hätte nämlich aufmunternd in die Hände geklatscht und gesagt: «Das ist alles zu wenig catchy, hier

müssen Emotionen rein, wie wärs mit einem Projekt für ein Kommunikationskonzept?» – Spätestens dann nach hätte er wieder gehen können. Aber vielleicht wäre dann die Präsentation nicht so gnadenlos st.gallisch-nüchtern geworden wie eine Orientierung über den neuesten VBSG-Geschäftsbericht.

Mag sein, dass der Aufwand für ein paar Appetizers, ein paar Visuals, wie sie inzwischen in jedem mittelprächtigen Grabenhallenkonzert zu sehen sind, ein paar nachhallende Sounds bloss für die Medien zuviel Aufwand gewesen wäre. Aber was ist mit den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern? Und was mit den Parlamentarierinnen und Parlamentariern, die voraussichtlich im Mai über die Vorlage entscheiden werden? Müssen die für den teuren Umbau nicht gewonnen werden? Warum also kein Wechselpunkt der offe-

werden? Warum also kein «wochenende-der-öffenen-Palasttüren», kein «Hereinspaziert, verehrtes Kulturpublikum, jetzt kommen wir!», kein «Verbrennt-den-Güllener-Kulturwinter-Knall-effekt»?

Stattdessen papierene Ankündigungen, Zahlen über durchschnittliche Eintrittspreise (27.50 Franken). Alles schön und gut, muss vielleicht sein. Aber die sich selbst entzündende Begeisterung ist auch in Roman Signers Stadt noch nicht erfunden. Falls es da Glauben gibt und Überzeugung, muss dies sichtbar, spürbar werden oder, wie es immer heißt, wenn heutzutage von Kulturprojekten die Rede ist: Es muss ausstrahlen. Sonst wird es nichts mit dem Haus für östliche Angelegenheiten, dem Ort der Bekanntmachung, dem Palace des Wortes und der Musik.

Die Leuchttürme den Matrosen

Dass an der letzten Kulturkonferenz alle Mitarbeiter weisse Hemden trugen, stimmte bereits verdächtig. Der Anfang März der Presse verteilte «Navigationsplan» liefert nun den Beweis: Das Amt für Kultur des Kantons St.Gallen mutiert zunehmend zur Glaubensgemeinschaft. «Die Zusammenhänge beachten.» Dann: «Das Grosse wagen.» Schliesslich: «Die Ideen bündeln». Soweit die drei Gebote im Inhaltsverzeichnis des 32-Seiten starken, mit bunten Grafiken durchsetzten Ringordners mit eben dem Titel «Navigationsplan». Gerne würde man sie im Chor üben, folgten auf der übernächsten Seite nicht schon weitere Bekenntnisse: 1. «Kulturprofil im ganzen Kanton.» 2. «Geschichte für die Zukunft.» 3. «Kulturkraft im Süden.» 4. «Kulturhauptstadt St.Gallen.»

Auch das übte man gern im Chor, ob der Kraft-Rhetorik am liebsten mit lauter Männern, aber da prallt man auf Seite 6 auch schon in einen «regionalen Leuchtturm» (grafisch dargestellt als Leuchtturm).

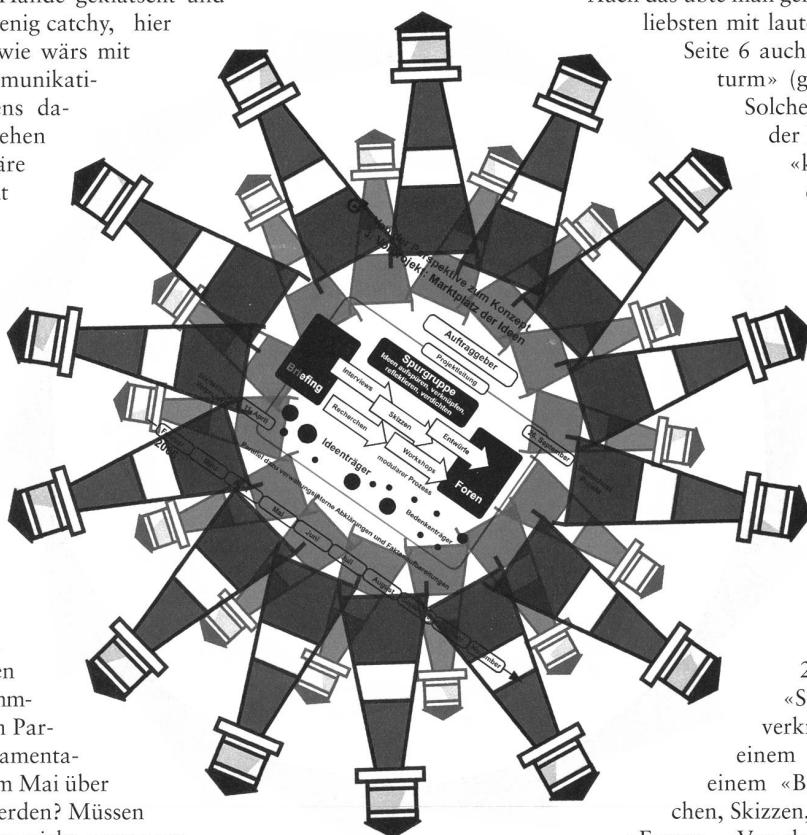
gleichermaßen aufmerksam ist. Ein solche, liest und sieht man weiter, braucht der Kanton: Die Nachbarn nämlich sind «keck» (im Bild Seite 10 unter anderen die Therme Vals). Und St. Gallens

Potenzial ist «schlummernd» (im Bild Seite 11 unter anderem ein «Designcenter HSG»). Auf Seite 17 geben Amtleiter Hans Schmid und seine Jungs die aktuelle Mission im Standortstreit der Städte bekannt: «Zwei Traditionen – zwei Ikonen!» Ein «Kunsthaus». Und eine «Bibliothek» (drei Seiten später korrigiert: Bibliothek).

«Wahnsinn? Irrsinn?», fragen die Grafiken. Aber nein! Man geht «Schritt für Schritt» vor, auf einem «kreativen Weg». Was das heißt, erklären die Seiten 28 und 29: Am 11. April trifft sich eine Spurgruppe», zum «Ideen aufspüren, nüpfen, reflektieren, verdichten». In

 Verknüpfen, Rekurrenz, Verdichten – In einem «modularen Prozess» werden aus einem «Briefing» über «Interviews, Recherchen, Skizzen, Entwürfe, Workshops» so genannte «Foren». «Von der Perspektive zum Konzept» passiert alles «synchronisiert und verzahnt» und «offen und ohne Tabus» und «zirkulär und interdisziplinär», inklusive «Ideen-, Interessen- und Bedenenträger», «Vor- und Querdenker» und «Neugierige und Geniesser (Publikum)»

Grosser Gott, denkt man sich da. Muss man auch Hand bieten? Und am Ende tatsächlich alle im Chor? – No! Never! Es gibt für einmal keinen glatten Schluss: Die Leuchttürme den Matrosen, diese Sprache lernen wir nicht! Und damit das keine gefällige Kommunikationskritik bleibt: Seid nicht nur neugierig, geniesst nicht nur! Sondern denkt nach und stellt ab und zu eine dumme Frage: Zum Beispiel, wer genau diese «Spurgruppe» wählt. Denkt nach und fordert: Zum Beispiel Geld für kontroversen Inhalt statt für neoliberaler Rahmen, Hüllen, Ikonen.



ESCHPEMOOS

von Pedro Lenz

Im Hingerdry ischme gäng schlöier.
Aber i ha denn zwöi Charte gha
Tribüne, Sitzplatz
für Sanggauen - YB.

Auso sägeni zur Brigitte,
wo sech im Grund gnöh
gar nid vüü us Fuesbau gmacht het,
sägeni auso zur Brigitte,
«los Schätzu», sägeni zuere,
«am Sunndi gómer zäme uf Sanggauen
is Eschpemoos.»

Was das syg, ds Eschpemoos,
het sie wöüe wüsse.

E söttigi Frog chöng jetz
numen e Frou schtöue,
hani ggantwortet
und das ds Eschpemoos
dämk ds Stadion syg
vom FC Sanggaue.

Das töni aber nid grad
nach emne bsungers wichtige Stadion,
Eschpemoos.

«Aha!», hani gmacht,
«ar Madame passt der Name nid.
Für d Madame müestis öppe
San Siro heisse
oder Wembley oder Bernabeu.»

32

Nei, ihre sig das Hans was Heiri,
es dünkse eifach nume -
und das sig aues wo sie gseit heig -
Eschpemoos töni ender nach Provinz.

Ob de Helmuth Johannsen
oder Marco Tardelli
ou nach Provinz töni, bitte sehr?,
ha se gfrog, oder Ivan Zamorano oder
Gorgon oder Amoah oder Jörg Stiel, he?

Ob sie de überhaupt e Vorstellig heig,
was dörte z Sanggaue scho
für Fuessbaugrösse
ii- und usggange syge
i däm Eschpemoos.

Und usserdäm,
wemers scho vo dämm heige,
Brandeäger Brige,
töni ou nid grad,
wie Sofia Loren.

Eso müesire jetz ou nid cho,
het sie gmacht.
Und Fuessbau sägire sowieso nüt.

Das mües sie mer jetz nüm säge,
das heigi grad gmerkt,
das sie vom Schutte kei Ahnig heig.

Wöu wenn sie en Ahnig hätt gha,
hätt sie nid eso soublöd to,
gäge das Eschpemoos,
wo immerhin e Tradition heig
und es Palmares,
wenn ou kes wahnsinns.

I söu doch oben abe cho,
het sie gmeint.

Pedro Lenz, 1965, lebt als Schriftsteller und Kolumnist in Bern
und ist als Fussballfan auch zum Ostschweiz-Kenner geworden.

Wenn i unbedingt wöu,
de chöm sie haut mit
i das Eschpemoos.
Aber scho dä Tonfau, dir,
scho wesis usgproche het -
«Eschpe» ganz spitz
und «Mooooos» ganz dumpf -
das hetmi totau ufregt.

Es syg scho rächt,
hani gmacht,
i chöng der anger Tribüneplatz
ou süsch öpperem gä,
öpperem wo Fröid heig,
und ds Eschpemoos wüssi z schetze.
Sie söu de eifach nächer,
nid im Hingerdry cho gränne,
sie syg no nie im Eschpemoos gsy.

I söu doch ufhöre,
het d Brigitte g fungie,
i miechmi jo lächerlech.

Aha, äbe, jetz,
jetz sig scho ig gschuud,
das die z Sanggauen unge,
ke bessere Name heige g fungie
für ihres Stadion.
Und sie söüner doch am Ranze hange,
und ob sie eigelech gloubi,
me chöngsech der Gägner säuber usläse
und ds Läbe syg es Wunschkonzärt.

Nei, ds Läbe isch kes Wunschkonzärt,
und drum hare gseit,
weme i ds Eschpemoos mües,
de göngme i ds Eschpemoos
und tüeg nid no heiku
und abgeh dervo,
mües dä Mätsch zersch
ou no gschiüut sy,
wöus gäg Sanggaue eigelech
nie eifach sig,
grad ufem Eschpemoos.

Und wenn üsi Giele,
glych überhäblech wäre,
wie sie zum Bischpüu,
de chöntis de vertami hert wärde,
bsungers gäge sone Stimmigmannschaft
mit somene heissblütige Publikum.

Aber das het d Brigitte
Gloub aues zäme nümm ghört,
wöu sie z Telefon
scho hett abghänkt gha.

Und i bi de a däm Wuchenänd
mitem Locher Wilu a Mätsch,
(Es müeds nuu - nuu.
E Sundi zum vergässle.)

Und gly druf,
ischmer die Brigitte,
mitemne Gschtudierte drus,
mit eim wo sehr wahrchinlech
ou ss Gfüeh hett,
ds Eschpemoos
syg eifach e Landschaft
und Fuesbau
müesme nid richtig ärnscht näh,
dä huere Laggaff,
dä grosschotzetz.

KABINENGANG

FAN,
WO SCHAUSTR
DU HIN,
WO SCHAUSTR
DU ZU?

AFG-Arena oder Paul Grüninger Stadion. Was man sehen will und was man sehen kann. von Rolf Bossart

Seit einiger Zeit kursiert unter ewig realitätsfernen Fussballästheten der folgende Dreisatz, wenn es darum geht, die absurde Treue zum Spiel der Spiele plausibel zu machen: Sport ist Scheisse. Fussball ist gut. Also ist Fussball kein Sport. Nur logisch also, dass dieselben Leute, die dieser Logik folgen, von den anderen, für die Fussball Sport ist, Schelte kriegen, wenn sie selber Fussball spielen oder darüber sprechen. Was ihr da meint und macht, sagen die anderen, tönt nach Kunst, nicht nach Kampf, nach Plausch nicht nach Arbeit, nach Geist nicht nach Physis. Tönt nach l'art pour l'art und nicht nach the winner takes it all. Also spreicht ihr nicht über Sport und also auch nicht über Fussball.

Ist ja egal, kann man sagen. Denn ansehen muss man sich halt trotzdem den Fussball, den es gibt (realistische Position). Ist eben nicht egal, kann man auch sagen. Denn ansehen tut man sich immer den Fussball, den man gerne hätte (utopische Position). Wer klatscht bei der Blutgrätsche und keift beim misslungenen Dribbling, der sieht nur Kampf oder Untergang. Wer zufrieden ist mit 1:0-Siegen, auch wenn die Sieger kaum etwas gezeigt haben ausser einer soliden Defensivstrategie, der sieht immer nur Sieger und Verlierer. Und wer klatscht beim Absatztrick und sich freut über ein Kurzpassspiel durch die Mitte, der sieht schöne Spiele oder unschöne Spiele. Und wer sich begeistern lässt von blossem Spielfreude ohne Geldinteressen und von subversiver Untrainierbarkeit bzw. Trainingsfaulheit, von Talenten ebenso schwärmt wie von Intuition und unkonventionellen Spielzügen, der sieht linken Fussball oder rechten Fussball.

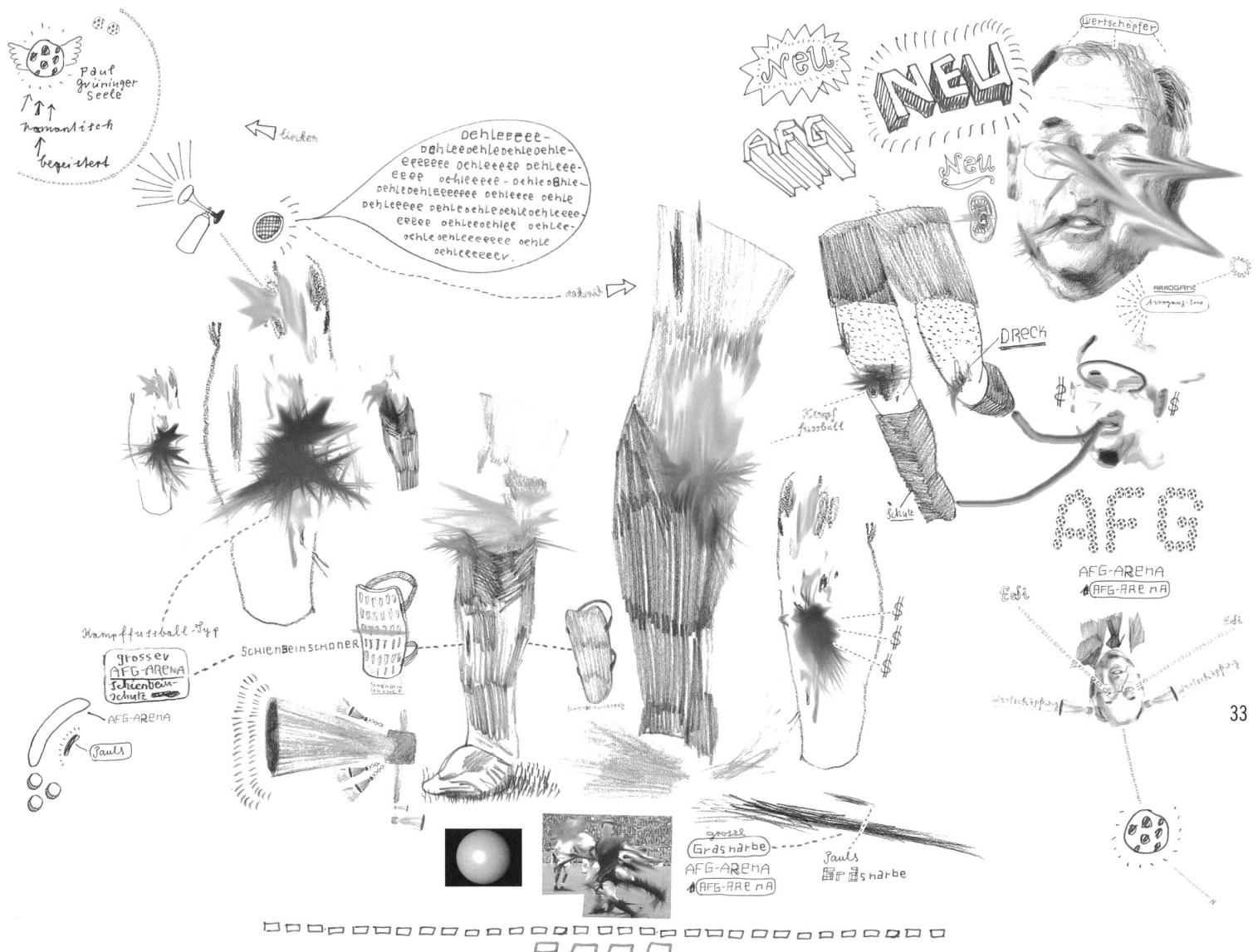


Illustration: Beni Bischof

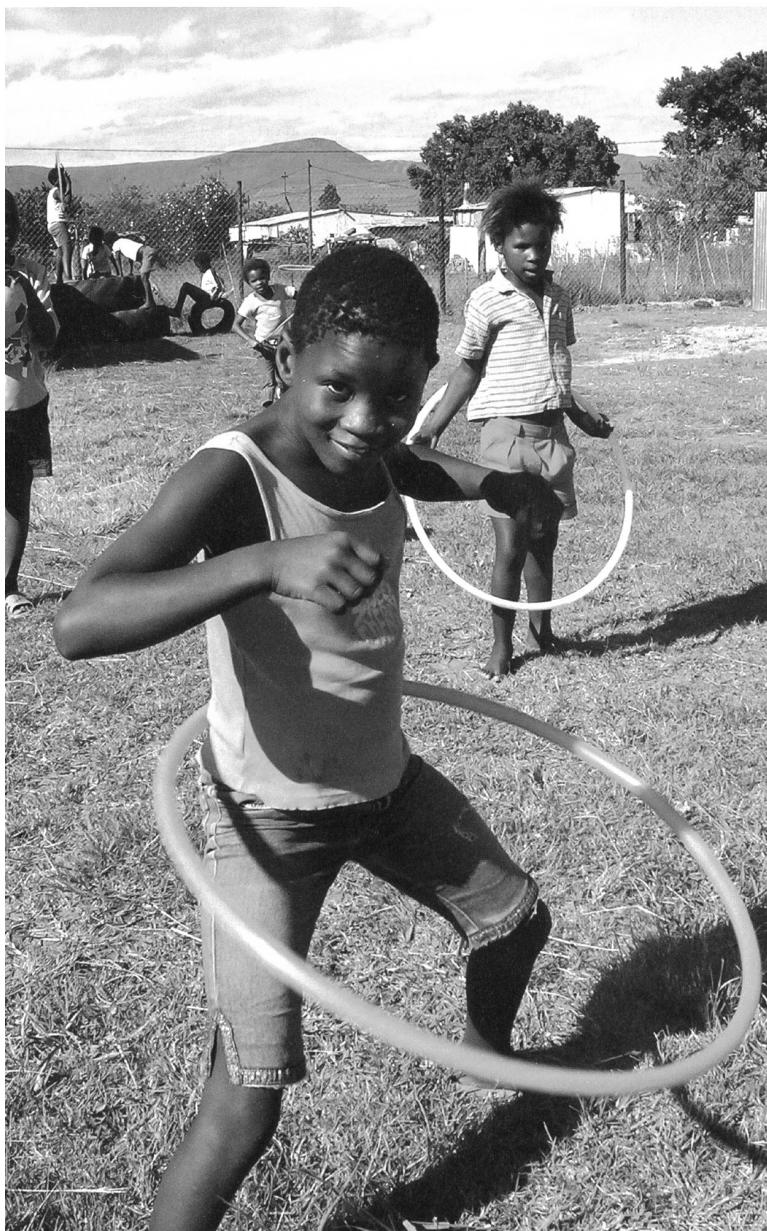
Wenn das stimmt, stellt sich aber die Frage nach den Orten, wo man sein Lieblingsding besser sehen kann. So wird natürlich jeder, der gerne schöne Spiele sieht, sich Schönspieler ansehen wollen. Und da die ja in der Ostschweiz kaum je zu besichtigen sind, wird er vor dem Fernseher bei Barcelona landen. Jeder, der gerne Sieger sieht, wird sich an Siegertypen heranmachen und ewig hin- und hergerissen sein zwischen Berlusconis Milan und Beckenbauers Bayern. Wo aber gehen die Typen hin, die Kampffussball sehen wollen? Richtig, für die gibt es jetzt die neue AFG-Kampfarena vom Edi Oehler, ursprünglich aus dem Chancental Rheintal, dann redaktorisch in Güssen, invasorisch in der Landschaft für Banditen und nun usurpatörisch in Winkeln. Bleiben noch die, die linken Fussball lieben. Denen sei aufs Geratewohl jenes Stadion empfohlen, das nun neustens einen grossen und guten Namen trägt: Das Paul Grüninger Stadi-

on vom SC-Brühl. Spielfreude ohne Geldinteresse ist dort garantiert, untrainierbare Talente kann es auch in unteren Ligen immer geben, und sollte der Fussball ab und zu mehr linkisch als links sein, so ist garantiert die Wurst beim Paul besser durchgebraten als beim Edi. (Und bis jetzt ist übrigens auch von einem polizeilichen Wegweisungsrayon Paul Grüninger Stadion noch nichts zu hören gewesen.) Dem intellektuellen Schwärmer hier wird natürlich jetzt jeder echte Fussballfan Romantik vorwerfen oder Arroganz. Was die Arroganz betrifft, von der kann man beim AFG-C mehr haben. Hier geht es höchstens um etwas Hochmut, das heisst um den hohen Mut, sich auf das Wagnis 2. Liga interregional einzulassen. Und sicher: Romantik ist falsches Bewusstsein, aber auch AFG-Arena ist falsches Bewusstsein. Muss man sich nicht notwendig mit falschem Bewusstsein von einem falschen Bewusstsein abwenden, damit man sich über-

haupt abwenden kann? Die Romantik wird einem dann mit den ersten Schiedsrichter- und Schönspieler-Schmährufen noch früh genug ausgetrieben. Und dann, wenn es wiedermal richtig zur Sache geht und die Tore nur noch mit Ganzkörpereinsatz auf Grasnarbenhöhe erzielt oder verhindert werden, dann sagst du dir halt: Willkommen in der Ostschweiz. Aber dann ist es doch besser, du erinnerst dich an die Worte des alten Paul Grüninger: «Ich bin noch immer ein begeisterter Brühler und nehme stets mit regem Interesse an den Geschehnissen im Club teil» – als dass dir zu allem Übel auch noch dem Edi sein geöhlt «ich schätze an meinen Mitarbeitern, dass sie sich an der Arbeit freuen und auf ihre Wertschöpfung stolz sind» im Kopf rumgeistert. Also, glaubts oder glaubts nicht. Jedenfalls solls schon Fans geben, die sich im Espenmoos mit dem Gruss verabschieden: «Bis nächste Saison beim Paul.»



«NIMM DEN FUSS ERST VOM GASPEDAL, WENN DU



Nach einer aufwühlenden Reise ins Herz von Schwarz-Südafrika verheddere ich mich in Johannesburg im Wirrwarr der Rassenproblematik. Von den beiden Eingängen ins Apartheid-Museum nehme ich den mit der Aufschrift «Für Nicht-Weisse» und ende in einer Sackgasse. Das scheint mir für Südafrika, auch über ein Jahrzehnt nach Ende der Apartheid, bezeichnend. Ähnlich zwiespältig erlebe ich die Stadt des Goldes, mit ihren gelb leuchtenden Hügeln aus dem Aushub der Goldminen, heute stillgelegt, vor 120 Jahren Objekte der Begierde für «Pioniere» aus der halben Welt: In den Vororten die Villenfestungen der Weissen, in der Innenstadt düstere Hochhäuserschluchten mit (schwarzen) Strassenhändlern, Bettlern und Tsotsis (Verbrechern) und auf den Dächern – der letzte Schrei der Schickeria – Luxuswohnungen. Vom Apartheid-Museum aus fällt der Blick auf den Kasino-Palast von Gold Reef City und ein Riesenrad. Der Eintritt in den grössten Vergnügungspark des Landes kostet den Tageslohn einer (schwarzen) Hausangestellten. Dahinter erstrecken sich die Hütten der Townships.

Wohlstand neben Elend

Nach Stunden museal aufbereiteter Gräuel der noch jungen Apartheid-Geschichte sitze ich zerschlagen vor einer riesigen Leinwand, auf der Polizisten Aufständische in den Townships misshandeln. Um mich herum mehrere Dutzend Schüler in weiss-grünen Uniformen. Manche lachen bei den brutalen Szenen, und ich frage sie nicht, wieso. Ich denke an die Kinder von Ilinge in der Transkei. Das riesige frühere Xhosa-Homeland in der Ostkap-Provinz war 1963 das erste von neun «Bantustans», in die Millionen Nicht-Weisser, nach Rassen verteilt, zwangs-umgesiedelt wurden. Dadurch wollte sich das Apartheid-Regime der «Kaffer» entledigen und die übrigen 90 Prozent des Landes (für kaum zehn Prozent der Bevölkerung) sichern.

Doch die Transkei war und ist nicht überlebensfähig. Der Boden ist unfruchtbar. Industrie und Gewerbe fehlen. Ilinge liegt nahe bei Queenstown, der letzten Stadt «vor der Grenze». Dazwischen steht die alte Zollbrücke. Ein krasser Gegensatz: Dort der Konsum-Moloch mit amerikanisierten Shopping- und Restaurant-Malls, Autogaragen und Tankstellen. Dahinter Hunderte von Kilometern nichts als verzettelte Xhosa-Siedlungen auf erodiertem Land, streunendes Vieh und überfüllte «Black Taxis». «Wenn du durch die Transkei musst», warnten viele, «tanke vor der Grenze auf und nimm den Fuss erst wieder vom Gaspedal, wenn du durch bist.» Bis heute hält sich – auch in Reiseführern – das Gerücht, ein Besuch der Transkei sei Selbstmord.

Lächeln und Feindseligkeit

Man fällt auf wie ein bunter Hund. Keine Weisse zweigt je auf einen der Nebenwege ab. Ausser die beiden Frauen, die in Ilinge das Kinderpro-



flaschenpost

von Monika Slamanig
aus der Transkei, Südafrika

»DURCH BIST«

pekt führen, und ihre Gäste. Aus Sicherheitsgründen wohnen sie in Bolotwa. Nachts leuchten nur die Gestirne und die Generatoren-betriebenen Scheinwerfer der Polizeiwache. Am Tag zeigt sich eine malerische weite Hügellandschaft umrahmt von Tafelbergzügen, mit Rundhütten in Gelb, Türkis, Pink, Ziegenherden und mächtigen Rindern, der Stolz jedes Xhosa-Bauern. Dank ungewöhnlich heftiger Sommerregen steht das Gras hüfthoch – grüne Flecken zwischen Schlünden aus ockerroter Erde, in denen zum ersten Mal seit Jahren Wasser fliest. Die Blicke sind skeptisch, doch das Lächeln und der Gruss werden erwidert. In Ilinge, eine halbe Autostunde entfernt, starren die Männer stumm und feindselig. Frauen und Kinder winken mir zu. An der Abzweigung Trümmer der 1963 aufgehobenen Farmen. Dahinter ein Slum, in dessen Hütten Tausende zusammengepfercht hausen. Kein Strom, fliessendes Wasser oder Toiletten, keine Strassen und Läden, keine Arbeit, keine Perspektiven. Was funktioniert, sind die Shebeens (Bars). Im Übermass gibt es nur Hunger und Verbrechen, betrunkene Männer, missbrauchte Frauen und Kinder und eine unermessliche Zahl von HIV-Infizierten und Aids-Toten. Auf dem Friedhof frisch aufgeschüttete Grabhügel, so weit das Auge reicht, von überwiegend 20- bis 40-Jährigen.

Eine Generation stirbt aus

Die Morgendämmerung der Post-Apartheid-Ära hat die Transkei kaum gestreift, sie bekommt, mit wachsender Kriminalitäts- und Aids-Rate, nur die Schrecken der «neuen Zeit» ab. Der ANC bleibt treibende Kraft, wie die Regionalwahlen zeigten, verliert aber stetig Sympathien. Viele fühlen sich von ihrer Regierung verraten.

Aids ist eine Zeitbombe, deren Ausmass heruntergespielt wird. Eine Generation stirbt aus. In Ilinge, wie überall in der Transkei, bleiben ungezählte Aids-Waisen zurück, von denen viele auch HIV-positiv sind. Die älteren Kinder «sorgen» für die jüngeren. Einige haben noch einen Grosselternteil, der kräftemässig wie finanziell überfordert ist. Ein soziales Auffangnetz fehlt. Mandilake Ntontela (6) und seine Schwester Asamahle (8) zum Beispiel. Weil er zu schwach auf den Beinen ist, holten wir ihn ab. In der Hütte stehen auf dem Lehmboden ein Tisch und zwei Betten. Im einen liegt die Mutter im Sterben. Aids. Das andere teilen sich die hochbetagte Grossmutter und sechs kleine Kinder. Wegen Tuberkulose kann Mandilake nicht gegen Aids behandelt werden. Odwa (8) und Banele sind seit Geburt HIV-positiv. Die Aids-Medikamente schlagen an. Doch ohne Spenden können sie sie nicht bezahlen. Yanga (5) hat ein starkes Augenleiden. Sie könnte geheilt werden, doch ihre Grossmutter lässt sie nicht in die Klinik. «Man kommt da nicht wieder lebend heraus», sagt sie. Sikhona (5) ist aufgeweckt, selbstbewusst, gesund. Ihre Aussichten sind besser als die der meisten Kinder in Ilinge – wenn sie nicht die kriminelle Realität einholt.

Tanzen, essen, spielen

Gut 60 fünf- bis 16-jährige Aids-Waisen verbringen die Nachmittage im Kinderhaus. Das Geld ist knapp, es fehlt an Möbeln, Spielzeug, Lebensmitteln. Trotzdem können sie dort tanzen, etwas essen und basteln, wie sie es sich wünschen, in dieser Reihenfolge. Es wird viel gelacht. Zwei Paar Rollschuhe genügen für vier verschiedene Füsse. Damit auf dem armbreiten Betonstreifen ums Haus zu flitzen, ist das grösste Vergnügen. Sie spielen Fussball mit Autoreifen als Tor und zerbrechen sich zu fünf über einem Puzzle den Kopf.

Bei den Xhosas ist es nicht üblich, sich mit Kindern abzugeben. Ernst zu nehmen ist die Kritik, dass sie im Projekt etwas bekommen, das sie von ihrer Kultur entfernt. Oder dass sie von ihrer Altersgruppe ausgesperrt werden, die alle nichts zu essen und zu lachen haben. Beobachtet man aber, wie der zu Beginn aggressive Thabo, den alle fürchteten, oder Apiwe, ein Strassenjunge, aufblühen und sich um die Kleinen kümmern, werden solche Überlegungen hinfällig. Ebenso die Frage, die immer nachts mit den Schreckensgespenstern aufkommt, ob es nicht besser wäre, sich herauszuhalten, um nicht eine neue Form der Abhängigkeit zu schaffen.

Genug wirkliche Gauner

In Johannesburg erzähle ich Bekannten von Ilinge, und es ist, als ob ich von den Slums in Kalkutta spreche. Wir fahren in eine gut bewachte Mall, gehen Italienisch essen, dann ins Kino. Wie irgendwo in Europa. In der Pause auf dem WC ist eine «Black Mama» am Putzen. Ich habe mehr fürs Kino bezahlt, als sie dabei verdient. Meine Bekannten pflegen ein soziales Bewusstsein, indem sie ihre Hausangestellten grosszügig entlönen. Doch die Transkei oder das benachbarte Soweto sind weit weg.

Am Tag meiner Abreise Jubel auf allen Radiostationen über den «Oscar» für den südafrikanischen Spielfilm «Tsotsi», den ich gesehen habe. Darin viel moralisch durchtränkte Hoffnung, mehr als in Wirklichkeit, aber doch ein Lehrstück für das weisse Südafrika über die Welt vor der Haustür. Meine Bekannten meinen, das Schwarz-Weiss-Dilemma sei ein Problem der Touristen. Sie werden sich den Streifen nicht anschauen: «Tsotsis haben wir im Alltag genug.» Und die sind schwarz, wie im Film.

Monika Slamanig, 1963, Autorin in St.Gallen, reist immer wieder nach Südafrika, obwohl sie davon Alpträume bekommt. Sie sammelt Spenden für die Kinder von Ilinge. Informationen: trans-it@gmx.net oder Telefon 071 260 25 19.

Wortgewaltig sind die Wochen, und also wollen wir uns auch an dieser Stelle zuerst mit Orten, Namen und Zusammenhängen beschäftigen. Und zwar zuerst anhand des dritten St.Galler Kreuzweges, der am Karfreitag, dem 14. April, stattfindet. Wie Laurenzenpfarrer **Hansruedi Felix** mitteilt, ziehen dann die Teilnehmenden schweigend mit einem Kreuz von der Christuskirche über den Rosenhof zur griechisch-orthodoxen Kirche. An sieben Leidensstationen der heutigen Zeit wird innegehalten und nachgedacht. Auf dem Kinderfestplatz über die Umwelt, im Wohngebiet über Familien, zum Schluss auf dem Friedhof über den Abschied. Sofern die Kreuzträger überhaupt dorthin kommen: Erste Leidensstation, zum Thema Globalisierung, ist nämlich die HSG.

Und dass man es auf dem Kampus gar nicht gern hat, wenn man ab und zu mit einem Gegenstand vorbeischaut, wissen wir ja jetzt. **Harald Buchmann** soll für seinen halbstündigen Besuch mit einem schwarzen Plastikblock jedenfalls 9000 Franken bezahlen. 3000 Franken an die Polizei, 6000 Franken an die HSG. Der gute Staatsbürger fragt: Warum muss einer ohne Verzeigung etwas zahlen? Der noch bessere Staatsbürger fragt: Warum der markante finanzielle Unterschied zwischen Polizei und HSG? Die Antwort: Mediensprecherin **Eva Nietlisbach-Jäger** fordert für ihre Tätigkeit an der Leidensstation reichlich Schmerzensgeld: 100 Franken pro Stunde, 2200 Franken insgesamt, soll Buchmann ihr zahlen. Wir meinen, doch etwas viel, für dass sie bloss ein Kunstwerk als Gewaltdrohung missverstand – und dazu erst noch 22 Stunden brauchte.

36 Wobei das mit Besuchen und Einladungen, angekündigt oder unangekündigt, ja auch nicht immer ganz einfach ist: Klappts? Oder klappts nicht? Zweimal nicht geklappt hat es musikalisch im März: Wohl nicht zuletzt dank des psychedelischen Saiten-Fotos in der letzten Ausgabe warb längst das gesamte deutsche Feuilleton für die Oper «Der Tod und das Mädchen» von Komponist **Alfons Karl Zwicker** und Librettist **Daniel Fuchs**. Da verlor ein Tenor die Noten, konnte nicht üben – die Uraufführung im Gewandhaus Leipzig musste abgesagt werden.

Ebenfalls nicht zu Stande kam ein Konzert von Yello. Sofern es überhaupt geplant war. So oder anders, zahlreiche Fans fielen auf das Gerücht herein, dass die Elektronikpioniere zum Zwanzigjährigen der Kunsthalle aufspielen. Wobei die Frage bleibt, ob tatsächlich sie die Gelackmeierten waren – oder Kurator **Gianni Jetzer**, der das Gerücht in die Welt setzte. Das Festprogramm sah ohne Yello ja doch etwas schmal aus.

Apropos Kunsthalle: Wer wird eigentlich Jetzer-Nachfolger? Und wer wählt ihn? Zumindest beim Theater ist letzteres klar: Die Findungskommission des Köpplinger-Nachfolgers besteht aus den Regierungsvertretern **Kathrin Hilber** und **Barbara Eberhard**, dem HSG-Germanisten **Andreas Haerter** und dem Kantonalbank-Direktor **Urs Rüegsegger**. Und, wie könnte es anders sein, dem heimlichen Intendanten und Verwaltungsdirektor **Werner Signer**. Auf einen künstlerischen Beirat, so tönt es aus dem Theater, will man vorerst verzichten.

Wie unoriginell man hierzustadte halt manchmal ist, sieht man auch, wenn man zum Schluss zum Anfang und also zu unserem aktuellen Lieblingsspiel zurückkehrt: Zu Orten, Namen und Zusammenhängen. Nachdem **Pedro Lenz** schon alles zum neuen Stadionnamen gesagt hat, den sich **Edgar Oehler** für uns postete, möchten wir noch etwas zeigen. Man surfe also auf www.afg-arena.ch und sehe dies:

▲ **AFG ARENA**

Dann surfe man auf www.aol-arena.de, und siehe da:

▲ **AOL ARENA**

ISI BÄTTIG

Der Baubiologe und Rutengänger Isi Bättig schleppt seinen behäbigen Koffer die Treppe zu meiner Wohnung herauf. Schon am Telefon hat er angeboten, die Probe aufs Exempel zu machen und meinen Schlafplatz nach krank machenden Magnetfeldern zu untersuchen. «Haben Sie Kaffee? Ich bin nämlich eine Kaffeetante», kichert er vorerst mit spitzbübischem Charme. Bevor die Kaffeekanne gurgelt, tigert der Rutengänger schon durch die Stube. «Hier am Bahnhof würde ich nicht wohnen wollen, da gibt es eine gewisse Störung.» Die Haare wie vom Wind verweht, setzt der stramme 68-Jährige auf einen bodenständigen Look zwischen Indiana Jones und Alpöhi, der einen allfälligen Verdacht auf Scharlatanerie vergessen macht: Schlammgrüne Abenteurerhosen trägt er zu Edelweiss-Hemd und folkloristischer Michel-Jordi-Uhr. Auf einer Hochalp in Nidwalden ist er in einer Heilerfamilie aufgewachsen. Mit 14 Jahren zog Isi Bättig aus, um Architekt zu werden. Früher habe er Hütten gebaut, heute interessiere er sich für den Inhalt. Aber lieber noch wettert er über Natelantennen, die sein

sonst freundliches Gemüt in Wallung bringen: «Mit Elektrosmog vernichten wir uns selber. Das gibt Blutstörungen. Das Blut wird sauer und klebt zusammen. Die Menschen werden unfruchtbar.» Weil er in der Stadt so genannte Problemzonen ausfindig gemacht habe – zum Beispiel bei der Dierauerstrasse über dem Eisenbahntunnel –, will er ein ernstes Wort mit Stadträtin Elisabeth Béery reden. «Aber vergeblich, sie hat keine Zeit.»

Isi Bättig redet an diesem Abend drei Stunden lang fast ohne Punkt und Komma. Im Schnellzug eilt er von Baubiologie zu Handstrahlung, landet bei physikalischen Formeln, bringt die Hirnforschung aufs Tapet, wendet sich der Astrologie zu, endet bei Ying und Yang, um dann über Säuren und Basen zu fachsimpeln. «Wissen Sie, die Städter haben vergessen, dass alles zusammenhängt.» Weil Isi Bättig den «weltbesten Biorhythmus» entdeckt habe – wobei er sich auf einen Saat-Kalender von Maria Thun bezieht, der er längst den Nobelpreis verliehen hätte – verhelfe er Sportlern und Managern zu Spitzenleistungen. Da er den Biorhythmus von Ex-Kugelstoss-Weltmeister Werner Günthör berechnet hat, hätten ihn dessen Niederlagen später nicht überrascht. Ich kann den Gedankengängen des Rutengängers schwerlich folgen. Bei der Bitte um Erklärung flüchtet er in Schachtsätze und seift einen mit Ausdrücken wie «ganzheitlich», «optimieren» oder «Lebensqualität» ein.

Zeit für den praktischen Teil: Aus dem dicken Koffer holt er eine Rute und ein senfgelbes Plastikgerät, das wie ein antiquierter Taschenrechner aussieht. Mit Kreide markiert er einen weißen Pfeil unter dem Sofa: «Da geht eine Wasserader durch.» Vom alten Eisenbett im Gästezimmer ist er gar nicht angetan: «Da können Sie Ihre Schwiegermutter platzieren, damit sie bald wieder geht.» Der Mitbewohner habe schlechte Chancen auf einen Studienabschluss, wenn er seinen Schreibtisch nicht bald umplatziere. Dafür bekommt mein Schlafzimmer erfreuliche Noten: «Ein schön neutraler Raum, anschmiegsam.» Doch auch hier gibt es Handlungsbedarf. Etwas mit den elektrischen Frequenzen stimmt nicht, was er mit seinem brummenden Messgerät und ein paar Zahlen sogleich beweist. Reine Physik. Damit alles wieder in Butter ist, genügt es, den Stecker umgekehrt in die Dose zu führen. Zur Erinnerung pinselt der Rutengänger roten Nagellack auf die entsprechende Stelle. «Wenn Sie diesen Rat befolgen, werden Sie weniger dramatisch träumen.» Nach der gründlichen Wohnungseinspektion ist Bättig der Schnauf noch nicht ausgegangen. Er erzählt, dass man Erdbeeren im Feuerzeichen setzen sollte und er mit den «weltbesten Hirnfoschern» in Kontakt sei. Nach diesem Abend bleibt nur ein Wunsch: ein tiefer, traumloser Schlaf. **Melissa Müller**

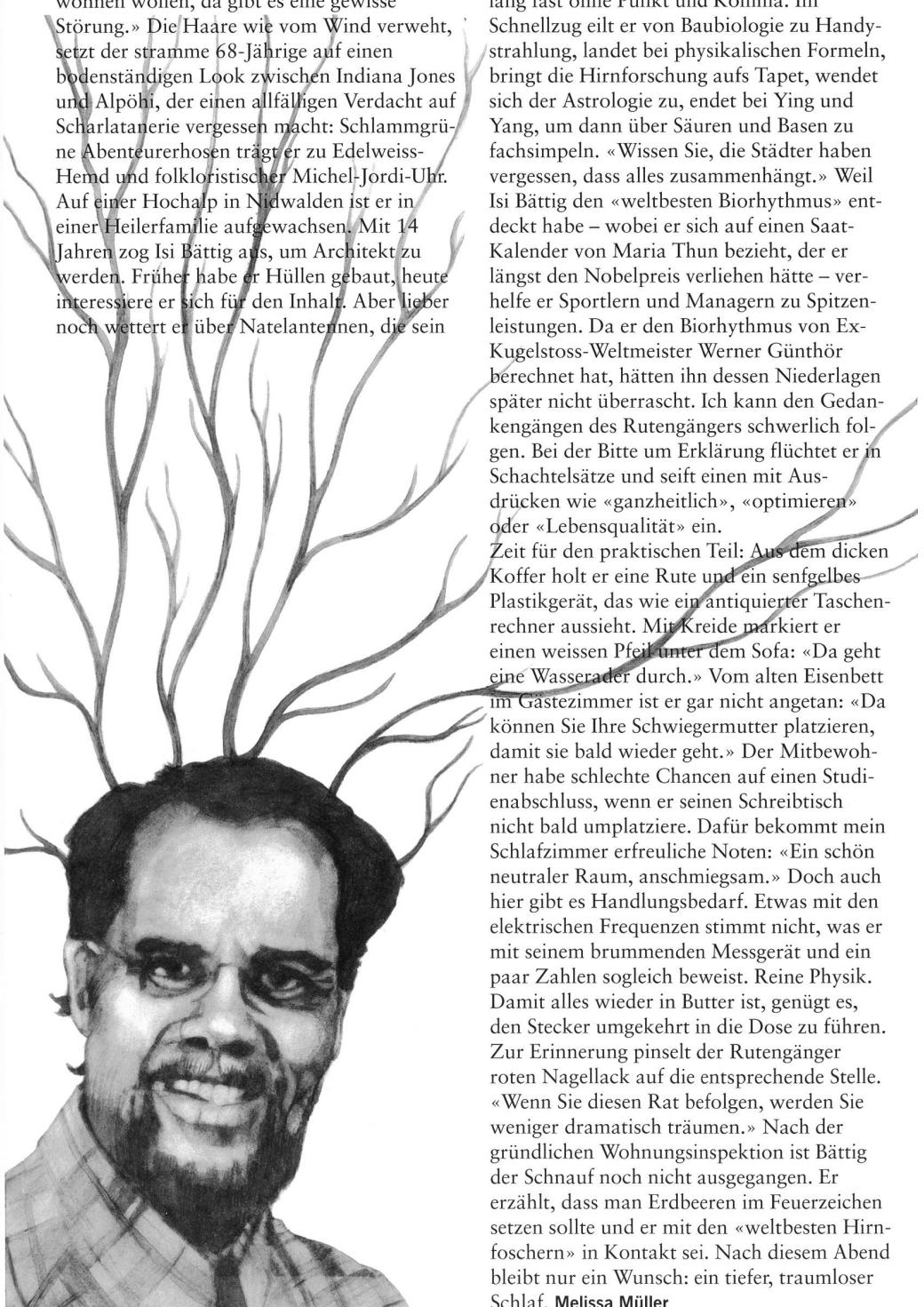


Illustration: Lika Nüssli